

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 603. Wenn ich Ihre auf Ihren Schreibbrief unsere wolle, wie Sie es dießmal duhn, dann dehte Se mehbie dehte, die Lizzie is keine Lebdie un ich will nit hen, daß Sie so ebbs dehte duhn. Ich will auch Ihren Brief gar nit menschen un will anntenne, ich häit nit e Pies von Voehtrie geschriewe un häit Ihre auch nit nit ein zugschickt. Ich will auch noch so viel sage, daß Sie nit nit mehr ebbs geremtes von mich kriegt; un mir kriegt Se nur noch die nadtige Wahrheit zu höre un dann könne Se sich selbst in Verlich dazu mache. Also Schwamm driwore.

E paar Dag zurück kommt der Philipp, was mein Hosband is, un sagt: „Lizzie, bist du in it? Mer hen ausgemacht, daß mer ein paar Gebnis bohle wolte un da solle die Lehdie mit mache.“ Bießeids den Wedesweiler un seine Alte un ich un du sin mer noch drei annere Koppels un ich sin schuhr, daß mer e gute Zeit hen. Mer hen die Bohlingallehs for die Nacht gerent un hen e gutes Sophor geordert un alle Drints wo mer wolte un bilsahs mer hen es for Kuhjiers Jfj erzebnschit, so könne mer gleich bis in das neue Jahr sehn.“

Ich hen gesagt: „For Pittie Sehts, hen ich gesagt, was duhn du denn all edspedte, daß ich duhn soll? Ich hen keine Ebidie von den Bohle un ich sin schuhr, die annere Biebls duhn mit nur auslache.“ Well, er hat mich so lang gestiet un hat mich so lang vorgezwängt, daß das Bohle arig isig war, bis ich gesagt hen, well dann go ebett, ich mache mit.“ Zwische Ihre un mich hen ich so viel Verlehmich von den Bohle wie e Kau von Gittah-Spiele, amwore was duht mer nit alles, un en Mann zu pliefe. Well am lefstehe Sonndag Obend sin mer nach die Bohling Allehe gange, wo arig schön bedorehtet war. Der Philipp un der Wedesweiler, die wate Kaptens un hen ihre Nams an zwei große Bläd-bohds geschriewe. Dann hat jeder ausgepidt, wen er an seine Seit hat hen wolle un schließlich sin ich alleins noch iwore gewese un da hat mich dann der Philipp noch nemme müffe. Well, ich hen gedent, es is ja ganz gut, wann ich die Lehte sin, dann kann ich doch e wenig wasche, wie es die annere mache un kriegt e wenig Espierienz. Ich muß sage, die Wennsohls hen die schwerste Bahls ausgepidt un hen nach die Binns geschubtet, daß es nur so getracht hat. Am Beste is der Wedesweiler gewese, der hat se gewöhnlich all mit den erschte Kräd umgeschiffe. Der Philipp hat mehrschendels so Etider drei vier Pins aus die Mittel erausgebut un hat die Bällenz sehn losse. Soviel hen ich gleich ausgefunne, daß das no gut war. E paar von die Lehdies hen die Bahls linksständig geworfe, hen amwore jedesmal e ganz latt Pins umgeschiffe. Schließlich is auch mein Törn getomme un ich kann Ihre sage, ich hen e Angst gehabt, als wenn es sich um mei Leide handele deht.

Der Philipp hat mich en Bahl gewore un hat ihn so lang gehalten, bis ich meine Finger in die Hohls gehabt hen, wie es die Regulehschen vorschreibe duht; dann hat er den Bahl losgelaste un — ich auch. Ich hen ihn grad in Front von mich drappe losse un er is den Philipp auf sein rechte Vorderfuß gefalle, was ihn, das meint den Philipp, nit den Vorderfuß, zu en schredliche Haller veranlaht hat. Der Bahl is amwore auch zu schwer gewese. Ich sin schuhr, er hat wenigshtens fußzig Pound gewooe. Ich hen mich dann en schmale Bahl aussapiedt un hen den geschuhet. Der Bahl is so baut fünf Fuß weit un die Kelle gebliwne un dann hat er sich in pflichtbergessener Weise in den Götter geschlängelt un is dann bis an das End von die Kelle geroht, hat amwore off Rohrs keine Pins gestrode. Wo hätte se emal höre solle, wie die Fellersch gelacht hen! Ich hen och emal en Bahl geschuhet un der is auf die annere Seit gelaufe un is auch in den Götter gange. Well, mer duht immer besse lerne un Espierienz is das allerbeste Mittel, wenn mer ebbs etampliche will un ich hen schuhr gewohnt, wenn mein Törn wider komme deht, daß ich so kein Batsch draus mache deht.

Wie es dann auf einmal geheise hat: „Lizzie, schuh em! da hen ich mich gleich en schmale Ball ausgepidt, hen mich ganz weit zurück gestelt un hen gestart zu laufe, grad wie es die Wennsohls mache. Ich hen amwore so en große Anlauf gehabt, daß ich so en kolofale Spied kriegt hen, daß ich gar nit in Zeit hen stappe könne. Ich sin bis auf die Kelle gelaufe, wo so schlippig sin wie Glatteis, dort sin ich ausgeschlippi un hen mich mit e Fohrsch hingeseht, daß die Pins an den annere End gescheht hen. Mein Bahl is mich dabei aus die Hand gefloge, is so ebaut vier Fuß un e halb in die Luft gefloge un is dann wider in e strehte Kein erunner komme un is mich auf mein Fuß gefalle. Well, Mister Götter, ich hen gedent, mei leztes Stündche wär komme! Ich hen gehalten un gefrische, un die Wedesweiler hat mich gleich mein Stadin abgejoge un ich sin nur froh, daß ich keine Hohls drin gehabt hen. Jedes, auch die Wennsohls, hat en Lud an mei Fiehsche genomme un se hen gesagt, es wär gar nids die Mätter mit es un ich sollt nur ruhig weiter legele.

Well, es is ja e alte Storie, daß die Wennsohls nit nit keine Simpetie hen. In mein nächste Brief schreib ich Ihnen, was es noch weiter gewore hat un in die Mienteim wünsch ich Ihre noch e glückseliges un häppiges Ruhjier.

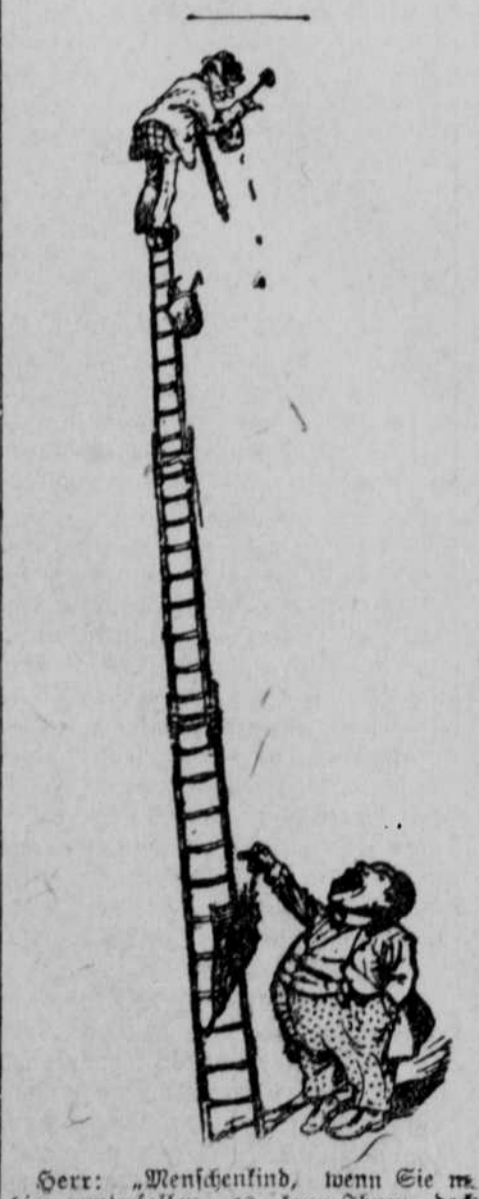
Mit allerhand Achtung
Dours
Lizzie Hanstengel.



„Wie gefällt Ihnen meine Tochter, Herr Baumann, ist sie nicht ein süßes Geschöpf?“
„Ach ja, aber ich mache mir nichts aus Süßigkeiten.“



„Witte, wollen Sie dieses Bouquet an Fräulein Ludia Rose abgeben! Es ist das niedliche junge Mädchen, das immer die Hinderrollen spielt. Sie kennen sie doch wohl?“
Junger Mann: „O ja, es ist meine Mutter.“



Herr: „Menschenkind, wenn Sie hier runterfallen, es kann Ihnen doch schwindlig werden!“
Maler: „Allerdings, wenn Sie den Mund nicht zumachen!“
Verdacht: „Jetzt werde ich Ihnen eine Anekdote aus dem Jahre 1848 erzählen.“
Herr: „Selbst erlebt?“

Zickzackpolitik in China.

Jahre einer ausgesprochenen Zickzackpolitik, eifersüchtigen Intrigieren der ehrgeizigen Großen des Reichs untereinander und rein persönliche Wirtschaft der zum Schaden des Reichs in verantwortliche Aemter berufenen, jeder gründlichen Bildung entbehrenden Prinzen haben im Innern Chinas eine steigende Spannung geschaffen, deren plötzliche Entladung wir zur Zeit vor sich sehen. Den äußeren Anstoß gaben die sich bei der Zentralisierung der Macht, Ausbau der Eisenbahnen und ihr Verbleib in Regierungshand bedeutende Möglichkeiten der schnellen Umbau von Truppen an jedes Ende des Reichs zur Unterdrückung aller Unruhen.

Die Regierung schien sich gerade darauf zu befinden, daß es ihre Pflicht ist, die hungernden Vorkriegskinder zu unterstützen und nicht nur der Mißbilligkeit der Fremden zu überlassen. Auch dazu waren die Eisenbahnen von Nutzen, Reistransporte konnten schnell in Hungernotgebiete gehen. Da kommt der Auffaht. Er hat einen hart antinationalen Beigeschmack. Nieder mit den Mandchus! scheint das Schlagwort zu sein. Die unabgeläuteten Ideen der Tausende von Japan und Amerika zurückgekehrten, halb gebildeten Studenten beginnen böse Früchte zu zeugen. Die Drachensaat oert auf. Es fallen überall grobe Worte von der Mißwirtschaft der fremden Dynastie — China hat seit tausend Jahren keine bessere gehabt, am allermeisten eine national chinesische — aus den Munde jener von Dr. Sunjatsen und seinen Helfershelfern geleiteten, sich selbst überhebenden jungen Leute, die heute auf jede politische Maßnahme der Regierung, sei es in ihren auswärtigen Beziehungen, oder in ihren Reformen in Verwaltungen, Rechtsprechung und Finanzwesen, ihren Einfluß geltend machen wollen. Jede gesunde Entwicklung unterbinden und auch in das sogenannte, im gesamten Ausland seit langem weit überschätzte moderne Meer ihrer revolutionären Ideen getragen haben.

Die Noth ist groß, und die hilflosen Leiter des Staates sehen sich nach Männern um. Der Pater patriae tritt wieder auf, der Mann, dessen Name allen Fremden am gefälligsten ist, und der mit Recht stets das volle Vertrauen der Fremden gehabt hat — Juanschitai — weil er eben unter all diesen schwachen Egoisten der einzige war, der einen auf große Gesichtspunkte gerichteten Willen zeigte und auch durchzusehen verstand, der einzige, der nie geblufft hat, und dessen plötzlicher und unrückgängiger Abgang von der politischen Bühne Chinas im Januar 1909, kurz nachdem der Regent die Herrschaft angetreten hatte, das größte Aufsehen erregte. Erhielt ihn vor allen anderen für das Wertzeug, das den langsamen Tod des Kaisers, seines Bruders Kwangsi, in der Gefangenschaft des Inselpalastes verursacht hatte.

Der Regent hielt Juans Entlassung wohl für eine Pflicht gegen seinen verstorbenen Bruder. Die Staatsräson hätte ihm das Gegenteil sagen müssen. Jetzt, wo Noth am Mann ist, besinnt man sich auf den einstigen treuen Stützer der Dynastie. Juan ist ein Jünger Sunjatschangs, ein Mann, der, ohne die schwierigen Examen passirt zu haben, in der Zeit, als noch der Literat allmächtig war, in einer beispiellos schnellen Laufbahn, als Offizier beginnend, zu Ruhm und Ehren aufstieg.

Korea und der Krieg, der in der Mitte der neunziger Jahre der Welt zum ersten Male die Augen über die Schwäche des Kolosses mit den thöneren Höhen öffnete, brachten auch Juans Namen vor die Öffentlichkeit. Er war damals der politische Agent Chinas, d. h. Lihunatschangs, in Seoul, und seinen herrlichen Forderungen und seinem rücksichtslosen Auftreten gegenüber den damals noch verachteten Zwergen, den Japanern, ist nicht zum mindesten der Kriegausbruch zuzuschreiben. Er hatte sich damals verrecknet, doch er hat gelernt, und am allermeisten von seinen damaligen, den Japanern. Seine verrätherische Rolle beim Staatsstreich 1898 ist bekannt, er ist eben ein echt eifersüchtiger Opportunist; damals war er für die Welt mit Junglu, dem Günstling der verstorbenen Kaiserinregentin, der blutige Reaktionsär der derselben Welt, die ihm kurze Zeit darauf schon ihr Hofianna aufschrie und — merkwürdig genug — ihm seitdem die Treue gehalten hat.

1900 hielt er mit eiserner Faust in Schantung Ruhe. — Juan wartete — 1901 kam die Belohnung: Vizekönig von Chili, Behauptung, d. h. Generalinspektoren der des gesammten nördlichen Handels, Beschützer des Kronens der Dynastie; denn das ist stets die Aufgabe des Dienstes Postens gewesen.

Er brachte gutgeschulte Truppen mit, ein paar tausend damals — wer erinnert sich nicht der schwarzen Truppen Juans im Turban, die sich selbstbewußten Eindruck machten! — Er schuf das moderne Heer, er reorganisierte die Provinzialregierung und besonders die Beamten. Auf ihn sind die Versuche der Gründung der Ta-

tschingbank, der Reichsbank, wie sie sich zwar heute nennt, aber de facto noch lange nicht ist, die Anfänge des Rückkaufs der Telegraphenlinien zurückzuführen; er telegraf in Diensten die Anfänge einer Selbstregierung. Also schon lange gab er vorher in tüchtiger Voraussicht freiwillig das, was später das Land der Regierung als Konzeption abzwang.

1906—07 sah seinen Höhepunkt. Kommandeur von 45,000 Mann moderner, ihm persönlich treu ergebener Truppen, Mitglied der Kommission für die Ausarbeitung der neuen Verfassung. Des unglücklichen Kaisers und Rangjuweis Ideen von 1898 schienen sich rapide zu verwirklichen, schneller, als wohl alle Beteiligten selbst gedacht hatten! Juan, der unterlegte Mann mit der quadratischen, brutalen Stirn, mit dem Sternorden, dem eisernen Willen, erst fünfzig Jahre alt, in der Vollkraft seines Lebens, schien gefährlich zu werden. Sein Anhang wuchs ins ungeheure. Prinz Ching, sein korrupter Sohn Tsaitshen, Sunpauhschi, Chowfu, Egentweitung, Tangschangji und eine ganze Gruppe von Vizekönigen und Prinzen waren „seiner“ Partei. Jintshang, der Vielgewandte, als Mittler mit beiden Parteien arbeitend; denn Juan hatte Feinde, sehr viele sogar, die der Leiterin der Geschäfte Chinas, der verstorbenen Kaiserinwitwe, einflüsteren, seine Macht sei größer als der Mandischunastie in dem jetzigen Uebergangsladium gut sei, er strebe selbst nach dem Thron — und er fiel — Am 4. September 1907 kam er in den Peking er goldenen Käfig, mit hohen Ehren widmete man ihm ein. Mitglied des Staatsrats, Präsident des auswärtigen Amtes, äußerer Glanz genügend, aber thatsächlich tauglich, und sein endgültiges Verschwinden geschah nun schnell.

Der Kaiser und seine Tante starben im November 1908; im Januar 1909 entließ ihn ein geschickt geführtes Edikt aus „Gesundheitsrücksichten“. Sein Leben war lange in Gefahr. Er stieß in Verkleidung nach Tientsin und wurde dort abgewiesen vom verstorbenen Kaiser und auch in das sogenannte, im gesamten Ausland seit langem weit überschätzte moderne Meer ihrer revolutionären Ideen getragen haben.

Er sah schnell genug vergessen! Bejubelt von der Fremden, vorurtheilsvollen Presse, und von falschen Freunden umschmeichelt, glaubte der junge Regent, das Volk neuen, glänzenden Zeiten entgegenzuführen. Wie Wenige blickten tiefer in das politische Leben Chinas hinein und sahen das unabweidbare Verhängnis herannahen. Noch keine Volke aus Erden ist bei der Revolutionierung seiner sämtlichen Ideen, beim Uebergang zum Individualismus, zur Freiheit, eine Zeit äußerer Unruhen erspart geblieben. Glänzende Schauspiele, ein leichter, äußerer Firnis bläuffen die meisten Fremden Beobachter, die eben nur das blühende Vorwärtsschreiten Chinas auf der Bahn des Neuen sehen wollten. Jetzt ist's am Ende, jetzt stehen die in Peking das Jagit, die Bilanz ihrer halten, oberflächlichen Maßnahmen, jetzt käme ernstliche Wollen, das all diesen großen Egoisten stets gefehlt hat, zu spät. Nun ist Noth am Mann. Da erinnert man sich des Mannes, der einst mit Kraft und Erfolg seine große reiche Provinz leitete und der Erste im Reich war: Juanschitai.

Wieder sind es meist die alten Namen derer um Lihunatschangs, die auftauchen: Chenhsunhuan, der unerfährliche, der Freund des Volkes, der gehobte und gefürchtete Feind der korrupten Beamten; der Finanzberzog Tsaitte; die Brüder Chouerhseng, der Eroberer Tibets, Wächter gegen Japan in der Mandchurei, und sein Bruder und Nachfolger in Etschwan Chouerhsun. Der Auge, wenn auch an Willenskraft Juan weit nachstehende Mandshu Juanfang, den schon 1909 die Ungnade des Regenten traf, einst einer der Förderer der Ideen Rangjuweis 1898; der durch und durch moderne, feingebildete Sunpauhschi, der stets den Muth hatte, sich offen als Anhänger des gefallenen Juanschitai zu erklären, und nie den Glauben an Juan verloren hatte; Schenghsuanhuai, der kluge Finanzmann; der auf Reife befindliche Liangtunjen, ein Schüler Juans, und Freund Tangschangjis, den Juan wohl stets als seine rechte Hand betrachtete, und der auch ins Bodenlose fiel. Das sind die Namen derer um Juanschitai, die in den nächsten Monaten viel genannt sein werden, auf denen die Hoffnung der Erhaltung der Staatsautorität und der Dynastie beruht.

All die Peking eleganten Mäuler werden in diesen ersten Zeiten schnell verschwinden. Das Wasserland ist in Gefahr, der reichste Distrikt Chinas, das Jangseebeten, in Aufruhr. Große

Worte und Reden helfen heute nichts, nur Thaten. Die blutigen Zeiten der Taiping, die dem Reich im vorigen Jahrhundert fünfzig Millionen Menschen kosteten, scheinen wiederzukehren. Damals fing es genau so an, und die Dinnastie war auf des Messers Schneide.

Aller Augen wenden sich jetzt zu dem, der ohne die Hilfe der Fremden das Reich retten soll, wohl dem einzigen, der es vermag, zu dem Pater patriae — Juanschitai!

E. von Salzmann.

Kriegerische Straßenbilder.

In Rom spielen gewöhnlich die Truppen im öffentlichen Leben nicht die Rolle, wie in anderen Hauptstädten Europas; sie pflegen sonst in auffallender Weise nur hervorzutreten, wenn der Polizeidirektor von Rom bei Umzügen und Kundgebungen, Ausstandsammlungen u. dergl. ihrer zum Schutz der öffentlichen Ordnung bedurfte, und die Höhe von Palästen, Ministerien oder das Kolosseum in Feldlager verwandelt. Seit dem Ausbruch des Krieges mit der Türkei ist, wie der Römischen Zeitung berichtet wird, das anders geworden. Mit dem Ausmarsch des Expeditionskorps zu Anfang Oktober war es nicht abgethan; seit einigen Wochen wurden immer neue Verstärkungen nachgeschoben. Die fast alle durch den römischen Bahnhof gingen, zum Teil auch in Rom selber zusammengezogen wurden. Da es immer kleinere Abtheilungen von höchstens einhundert Mann waren, so wiederholte sich das Schauspiel häufig.

Wer in der zum Bahnhof führenden Hauptstraße Via Nazionale wohnt, wurde wöchentlich ein paarmal in den frühen Nachtstunden durch kriegerischen Lärm aus dem ersten Schlaf geweckt. Unter dem dröhnenden Schall einer Militärkapelle oder einer bürgerlichen Musikbande, begleitet von Jubelgeschrei, Hochrufen und väterlichen Gesängen, gab ein dichter Menschenstrom einer Truppenabtheilung das Geleite zur Station, von wo einer der Nachtzüge sie nach Neapel zur Einschiffung beförderte. Aus den Kaffeehäusern, Restaurants und anderen öffentlichen Lokalen eilten die späten Gäste auf die Straße, Fenster öffneten sich, Fahnen und Tücher wurden geschwenkt, aus allen Häusern wurde den scheidenden Soldaten ein lehr patriotischer Gruß zugerufen. Für den Fremden, der sich an die Vorstellung gewöhnt hatte, daß der Italiener im großen ganzen gleichgültiger gegen sein Heer sei als andere Nationen, ein ganz überraschendes Bild und in gewissem Sinne eine Enttäuschung!

Ein ungewöhnlich eindrucksvolles und charakteristisches Schauspiel wurde durch den Ausmarsch von ein paar hundert Verfolger der römischen Befehlshaber gegeben. Der sonige, arbeitsfreie Tag lockte natürlich eine Unmenge Menschen heran, und von der Raffene in Trastevere bis zum Bahnhof schwall das Geleite der kleinen Truppe zu einer nach Tausenden zählenden Fluth an. Weithin brauste der Lärm dieser singenden und jubelnden Massen, den Klang der Verfolgerhörner überdröhnend, von allen Fenstern und Balkonen mischten sich laute Zurufe in das Getöse. Das ganze Breite der Via Nazionale war, soweit das Auge reichte, von einem dichten Menschenmüel erfüllt, der langsam unter betäubendem Geleite voranrückte. Die Truppe selber war nicht zu sehen; nur die 20 Hornisten marschierten geschlossen im Glied, hinter ihnen ein halbes Duzend Offiziere. Die Mannschaften dagegen mußten massig einzeln aus der schmalen Masse herausfinden, in der sie schwammen wie die Fettsaugen auf einer mageren Suppe. Alle Marschordnung war aufgelöst, jeder einzelne Soldat wurde von einem halben Hundert ihm umdrängender Zivilpersonen geschoben u. getragen; kaum einer schleppte seinen Tornister und selbst sein Gewehr selber, die bürgerlichen Geleiter stritten sich um die Ehre, Gepäck und Waffe tragen zu dürfen.

Ein römisches Blatt sagt in seiner Beschreibung dieser seltsamen Menschenbrandung wörtlich: „Aber wo sind denn die Verfolger? — Wer weiß es? Sie sind hier und da kennlich durch die Fahnen, die ihnen auf die Gewehre gestekt sind; ganz zerprengt, ein er am Arm von Freunden gezogen, ein anderer von einer begeisterungsdrunkenen Menge umgeben, einzelne suchen wieder ins Glied zu treten, aber vergeblich!“ So wälzt sich das lebendige Meer zum Bahnhof, wo es teiner Polizei gelingt, Ordnung zu halten und Unberufene zurückzudrängen. Einzelne werden nach und nach die Mannschaften an ihren bereitstehenden Zug abgeliefert, wie es dem souveränen Volk beliebt, ein Bild, das uns an unerschütterliche militärische Ordnung gewöhnten Nordländern eben so neu wie unverständlich ist. Wir haben es hier mit einer ganz anders gearteten Volkstheile zu thun. Wer das bis dahin noch nicht gewußt hat, wird in einem solchen Augenblick blitzartig darüber aufgeklärt.

Ein „charakteristisches Zwischenfall“ von diesem hürrischen Truppenausmarsch meldet die Vita: er sei zum Schluß hier mit ihren Worten wiedergegeben: „Einem Offizier wurde ein künstlicher Blumenstrauß überreicht; in seinem Innern steckte ein großer Dolch, dessen Klinge die Inschrift

zeigte: Rächel uns! Der Offizier zog die Waffe aus dem Strauß, tückte sie und verbergte sie an seiner Brust unter dem Beifallklatschen der Menge.“

Verblühene Sterne.

Das heitere Rigo, die Stadt toller Lust und unfinniger Verschwendung, ist auch der Strand, wo alle gescheiterten Existenzen angeschwemmt werden. In der Rue Montmartre, vor einer Taberne, wo sich die Vergnügungsreisenden aller Nationen zusammenfinden, lockt allabendlich ein Riesenschild mit mannshohen Lettern: „Le beau Rigo“. Ich trete in den gewaltigen Kuppelsaal, um den sich weite Galerien ziehen. Die langgezogenen Rhythmen irgend eines „Balse lente“ schweben durch den Raum. Doch die Sensation des Abends steht noch bevor; man erkennt dies an der erwartungsrollen Miene der Gäste, die ungeduldig nach der Musikstrafe starren. Endlich, gegen zehn Uhr, nach einem formidablen Orchesterstück, hält der famose Rigo seinen Einzug. Rigo, der Held des berühmtesten Liebesabenteuers, das die chronique scandaleuse jahrelang beschäftigt, das Doof überspannter Pantefedamen, der gluthängige Zigeuner, der Prinzessinnen den Kopf verdrehte — das ist von Rigo geblieben? Dieses kleine, bürre Männchen von fünfzig Jahren, das jetzt mit der affektierten Geste einer austrangierten Theaterkette, die ihre letzte Benefizvorstellung gibt, auf das Podium hüpfet? Mager wie ein Zaubertier, glühföpig, den Schnurrbart zu einer trugen Krabburke gestuft, das Gesicht quittengelb und hager, so dreht er sich selbstgefällig im Kreise, fielekt mit dem Gebahren eines Halluzinierten, redt sich bei schwachenden Stellen auf die Fußspitzen, blidt dann wieder mit starrerem Nacheln auf das Publikum, dabei seine Zähne weisend. — Armer, schöner Rigo, die Liebeswuth ist vergessens! Und ihn begrüßt das grausam spöttische Lachen der Frauen, denen er nicht mehr gefährlich ist, die höhnische Nachsicht der Männer, die einst vielleicht mit geheimem Reid den Don Juan vergangener Zeiten betrachteten.

Ein anderes Bild. In einer fahlen Kammer der Passage Beauv-Arts haust eine andere ehemalige Berühmtheit, nun ein Selbstdarsteller. Er naht am Hungertuche, weil man ihn nicht hungern läßt. Dies klingt wie ein tolles Paradoxon und ist doch nur traurige Wahrheit. Der arme Teufel in der fahlen Kammer ist Succì, der Sungenkünstler, der einst die ganze Welt bereiste und durch sein Falten ein hübsches Stück Geld verdiente. Doch man ward feiner müde, nur das neue und sensationelle ist in der Welt der Artisten beständig. Seit Jahren fand Succì kein Engagement mehr. In seiner Noth dachte er an Paris, wo er im Jahre 1886 Triumphe gefeiert. Damals sah er im Grand Palais ganz Paris vorbeidestillieren; noch größere Erfolge hatte er in Trojes, woselbst er sich auf einige Tage lebendig begraben ließ; hierauf in Rouen, wo er 80 Stunden lang auf einer Säule unbeweglich verharrte. Seine letzte Hoffnung beim Sonnenuntergang seines Ruhmes sollte nicht ganz getauscht werden; von einem Vergnügungsetablisement des Montmartre erhielt er einen ziemlich günstigen Engagementvertrag. Aber die Polizei verbot sein Auftreten; es sei ein unmoralisches Schauspiel, einen Menschen leiden zu sehen. Alle Proteste des armen Succì halfen nichts, und er, der während der Zeit seiner Produktion durch 1646 Tage hindurch hungerte — mehr als vier Jahre! — sieht sich das Recht auf weiteres Hungern verwehrt und muß nun betteln, um nicht Hungers zu sterben!

So'n bißten Französisch!

Karl Lebnann war Portraitmaler. Einen großen Namen hatte er nicht, aber eine kleine Rundschaft. Eine sehr kleine. Mit sehr kleinen Preisen. Und er malte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, das heißt die Finnger steif wurden. Aber er und seine Frau, das ehemalige Model, und ihre acht Jöhren hungerten.

Da fachte er einen kühnen Entschluß. Er bezog ein neues Atelier, weil er ohnedies im alten nicht mehr die Mieth bezahlen konnte. Und er schrieb auf das Thürschild: Charles Leman. Und wenn Finer zu ihm kam, der nicht Französisch konnte, gab er sich als Franzosen aus, als intimer Freund von Manet, Monet und Borte-Monnaie.

Und wer von ihm gemalt werden wollte, mußte nun den zehnfachen Preis zahlen. Und nun hatte er plötzlich einen großen Namen und eine große Rundschaft und — was ihm am meisten einbrachte — ein großes Maulwerk.

Unsere Volkregierung hat es lieber mit dem Zaren und dem Kaiserlichen Rat als mit der russischen Volksvertretung zu tun, und doch wurde f. Z. hier zu Lande die Schaffung der russischen Duma in begeisterter Weise begrüßt.

„Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.“ — Aber die mit der Freipredung der Mitglieder der Triangle Weiß Co. begangene Ungerechtigkeit muß uns und unsere Fußstapfe tief erblicken in den Augen der ganzen Welt.